

Hartmut Reinke

Ein Gespür für den Verlust

Soziale Arbeit, Digitalisierung und die Frage nach dem Subjekt

Ein Essay

Verlag

Verlagshaus bifop Bremen

ISBN

978-3-948773-31-1 (print) · 978-3-948773-34-2 (eBook)

Erscheinungsjahr

2026

LESEPROBE · Diese Vorschau enthält Auszüge aus dem Vorfeld des Essays.

Inhalt

VORFELD

Warum dieses Buch?

Aufbau des Essays

Ein Gespür für den Verlust dessen, was man uns da nimmt

Die innere Erfahrung, aus der wir den Willen zum Wollen formen

Die öffentlichen Räume, in denen sich nach diesem Willen handeln lässt

Der Mensch und seine Menschlichkeit sollten obenan stehen

Menschenbilder, Vorstellungen; Grenzen?

Wach auf, Soziale Arbeit!

Vor-Feld-Fazit

IM FELD

Gespräche mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern

FELD-ERNTE

Wo führt das alles hin?

Sozialinformatik

Erlebnispädagogik oder: Renaissance 2.0

Fazit

Die vorliegende Leseprobe umfasst den Beginn des VORFELDS. Das vollständige Werk ist im Verlagshaus bifop Bremen erhältlich.

Warum dieses Buch?

Dieses Buch entsteht aus einer Irritation heraus, die ich zunächst nicht präzise fassen konnte. Als ich Shoshana Zuboff las, war es weniger ein Gedanke als ein Gefühl, das mich beschäftigte. Ich hatte den Eindruck, dass sich etwas verschiebt – nicht nur auf der Ebene von Technologie oder Daten, sondern in einer tieferen Schicht unseres Verhältnisses zur Welt und zu uns selbst. Der Entschluss, das Gespräch mit anderen, vornehmlich Kolleginnen und Kollegen vom Fach zu suchen, reifte im Laufe der Zeit. Sind sie auch beunruhigt, aufgebracht – wie reagieren sie?

Ich baue meinen Essay um dieses Zitat aus Zuboffs Buch:

„Wenn wir die Demokratie in den kommenden Jahrzehnten erneuern wollen, brauchen wir das Gefühl der Entrüstung, ein Gespür für den Verlust dessen, was man uns da nimmt. Und ich meine damit nicht nur unsere ‘persönlichen Daten’. Was hier auf dem Spiel steht, ist die Erwartung seitens des Menschen, Herr über sein eigenes Leben und Urheber seiner Erfahrung zu sein. Was hier auf dem Spiel steht, ist die innere Erfahrung, aus der wir den Willen zum Wollen formen, und die öffentlichen Räume, in denen sich nach diesem Willen handeln lässt. [...] Die digitale Zukunft ist nicht aufzuhalten, aber der Mensch und seine Menschlichkeit sollten obenan stehen.“

— Shoshana Zuboff

Ich habe versucht, das in Zuboffs Zeilen Empfundene analytisch zu greifen, habe Begriffe gesucht, theoretische Zugänge geprüft und meine eigenen Annahmen immer wieder hinterfragt. Dabei bin ich an eine Grenze gestoßen: Es gibt Formen von Erfahrung, die sich nicht vollständig begrifflich fassen lassen, ohne dass etwas von ihrer Qualität verloren geht.

Zuboff, Professorin für Wirtschaftswissenschaften an der Harvard University, schreibt von dem Gespür für den Verlust dessen, was man uns da nimmt, und ich fange Feuer: eine erste, noch vage zu beschreibende Frage beginnt mich zunehmend zu beschäftigen:

„Wie schaffen wir dieses Gespür, welchen Beitrag kann ich leisten – als Professor für Soziale Arbeit?“ – diese Frage lässt mich nicht mehr los.

Sie wurde in den letzten Monaten zu einer permanenten Hintergrundmusik meines Handelns und Denkens. Ich bin also auf der Suche und stelle fest, wie schwer an diesem Thema, diesem noch diffusen Gebilde, dessen Konturen ich vorerst nur erahnen kann, „ein Griff“ zu befestigen und es beschreibbar, diskutierbar, reflektierbar zu machen ist.

Aber ich bin wild entschlossen. Zuboff befasst sich in ihrem Werk mit den Auswirkungen technologisch getriebener Wirtschaftsentwicklungen auf die Gesellschaft – und veranschaulicht sehr klar, dass die Digitalisierung einen Umbruch nach sich zieht, der in dieser Form und Tragweite historisch eine globale Zäsur darstellt. Nun bin ich kein Technologe – und deshalb, auch deshalb, geht es darum nicht in dem vorliegenden Text.

Der vorliegende Essay ist ein Versuch, etwas Diffuses, eine subjektiv erfahrene Stimmung zu beschreiben und aus diesem Beschreiben etwas zu entwickeln, das hilfreich ist und etwas Klarheit schenkt. Ich mache diese Perspektive nicht unsichtbar, sondern ausdrücklich zum Bestandteil des Textes.

Das hat Konsequenzen. Ich werde nicht versuchen, eine scheinbare Objektivität zu behaupten, die ich nicht einlösen kann. Stattdessen versuche ich, meine Annahmen offenzulegen, meine eigenen Irritationen mitzudenken und meine Schlussfolgerungen so zu formulieren, dass sie nachvollziehbar bleiben – auch dort, wo sie nicht geteilt werden.

Mein Ausgangspunkt ist dabei einfach: Ich nehme ein Gespür ernst.

Und ich gehe davon aus, dass dieses Gespür kein rein privates ist, sondern auf etwas zeigt, das über den Einzelnen hinausweist – auch wenn und gerade, weil es sich zunächst nur schwer benennen lässt.

Dieser Essay folgt also einem persönlichen Anliegen. Ich bin seit über 30 Jahren Sozialarbeiter und lehre seit mehreren Jahren Soziale Arbeit als Professor an einer Fachhochschule; Theorien, Praxiswelten und persönliche Motive des Berufs sind mir vertraut. Es ist nicht nur ein persönliches, mich allein umtreibendes Thema. In Gesprächen mit vielen Kolleginnen und Kollegen schwingt es mit, dieses Gefühl, dass etwas verloren zu gehen droht und dass dieses Gefühl nur schwer in Worte zu bringen ist.

Da ist etwas sehr deutlich spürbar und zugleich sehr vage, es gleicht einem Tasten im Nebel. Es geht sowohl um das Finden der treffenden Worte, um dieses Gespür beschreiben zu können – als auch um die Frage an das eigene Wirken in der Sozialen Arbeit: Wie kann, ja, wie muss Soziale Arbeit gelehrt und vermittelt werden, um in den

kommenden Zeiten als Kraft realisiert werden zu können? Wie versteht sie sich selbst – im Anblick dieser historischen Zäsur, die „das Digitale“ mit sich zu bringen scheint?

Ein Gespür für den Verlust dessen, was man uns da nimmt

Dieser Text setzt nicht bei Wissen an, sondern bei einem Gespür.

Der Begriff ist bewusst gewählt. Er bezeichnet eine Form der Wahrnehmung, die dem begrifflichen Erfassen vorausliegt. Es geht um eine Irritation, die sich nicht unmittelbar in Analyse übersetzen lässt, aber dennoch handlungsleitend wird. In diesem Sinne ist das „Gespür für den Verlust“, von dem Shoshana Zuboff spricht, in meinen Augen keine beiläufige Formulierung, sondern eine erkenntnistheoretische Setzung: Wahrnehmung beginnt nicht mit Begriffen, sondern mit einer affektiven Resonanz.

Die Ausgangsannahme dieses Kapitels lautet daher: Bevor sich gesellschaftliche Veränderungen präzise beschreiben lassen, werden sie empfindend erfahren. Diese Erfahrung ist unscharf, subjektiv und schwer kommunizierbar – und gerade darin liegt ihr Wert. Sie markiert eine Verschiebung, bevor diese begrifflich fixiert werden kann.

Das Gespür, von dem hier die Rede ist, richtet sich auf einen möglichen Verlust. Zuboff formuliert bewusst nicht, was verloren geht, sondern dass etwas verloren geht. Diese Offenheit ist produktiv. Sie zwingt dazu, die eigene Wahrnehmung ernst zu nehmen, ohne sie vorschnell theoretisch zu schließen.

Gehe ich, um anzufangen und das Diffuse zu beschreiben, Zeile für Zeile durch die deutsche Übersetzung des zitierten Zuboff-Textes, fällt mir gleich zu Beginn des Absatzes auf, dass sie von „Gefühl und Gespür“ schreibt. Nach meiner klischeehaften Vorstellung des Wirkens wirtschaftswissenschaftlicher Denker und Denkerinnen bin ich leicht irritiert, hier gerade nichts von „Strategie, Konzeption, Plan oder Argumentationen“ zu lesen, sondern auf Elemente zu stoßen, die in BWL-Kontexten eher den dort sogenannten „Softskills“ zugeordnet werden. Zuboff berührt eine tiefere Schicht im menschlichen Sein, wendet sich an etwas schwer Greifbares, etwas subjektiv Erfahrbares und nur intersubjektiv Vermittlungsfähiges.

Sie spricht nicht von „Hard facts“, sondern gezielt von Gefühl und Gespür. Allein mit diesen Worten skizziert sie, was ich selbst in mir und meinem direkten Umfeld erlebe und erfahre: Es geht etwas vor in der Welt, es ist groß, komplex und es scheint einigen – auch mir selbst – unheimlich. Es ist nicht gleichzusetzen mit der Angst vor Innovationen, die sich nach Überwinden der anfänglichen Furcht in Zustimmung und

Begeisterung wandelte.

Zuboff ignoriert diese Ängste nicht, entwertet sie auch nicht mit dem Hinweis darauf, dass diese Ängste „schon immer Begleitmusik des Neuen“ waren. Historisch waren die ersten Eisenbahnen ungeheure Maschinen, die bedrohlich wirkten und nicht wenigen Angst machten. Heute sind die Ängste gewichen, die Vorteile des Transportmittels längst etablierter Bestandteil moderner Infrastrukturen. Zuboff minimiert die Ängste gerade nicht durch einen solchen historischen Verweis – im Gegenteil: Sie stellt die innere Sensibilität, die Intuition, das sich Subjektiv-Gewiss-Sein ob der Existenz von (noch) nicht Artikulierbarem in den Fokus.

An dieser Stelle halte ich inne. „Was man uns da nimmt“, schreibt Zuboff – und ja, ich kann ihr nur zustimmen. Da wird uns etwas genommen. Aber bevor ich darauf eingehe, wie sie dieses „etwas“ in den nächsten Zeilen präzisiert, muss ich eines ergänzen: Es ist auch ein „Was wir da hergeben“.

Ja, unbedingt: Wir müssen ein Gespür dafür entwickeln, was uns genommen wird – und gleichzeitig gilt: Wir sind nicht einfach nur Opfer, denen etwas genommen wird. Wir sind auch Täter, weil und wenn wir es so bereitwillig hergeben. Dabei geht es nicht einfach nur um unsere persönlichen Daten, wie Zuboff schreibt. Wann immer ich zum Beispiel in Seminaren mit Studentinnen und Studenten über Digitalisierung diskutiere, heißt es oft: „Die Plattformen kennen alles von mir, da bin ich komplett gläsern. Was soll's?“

Ich nutze mein Smartphone täglich, finde es phantastisch, mit diesem Taschencomputer alle möglichen praktischen Alltagsdinge organisieren und erledigen zu können. Ich bin bequem – und jetzt dämmert mir, welchen Preis ich dafür bezahlen soll. Ich bin verführt von der Bequemlichkeit, die diese Geräte bieten, und bin entsetzt, wenn ich darüber nachdenke, wohin diese Verführung noch führen kann: dass sie mich in eine Welt hinein bringen könnte, die mich erst verführt, dann verpflichtet und somit umfassend kontrolliert, überwacht, kategorisiert, manipuliert und vollkommen entkernt als Mensch.

Die Leseprobe endet hier. Das vollständige Werk ist erhältlich im Verlagshaus bifop Bremen · www.bifop.de · ISBN 978-3-948773-31-1